UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wir

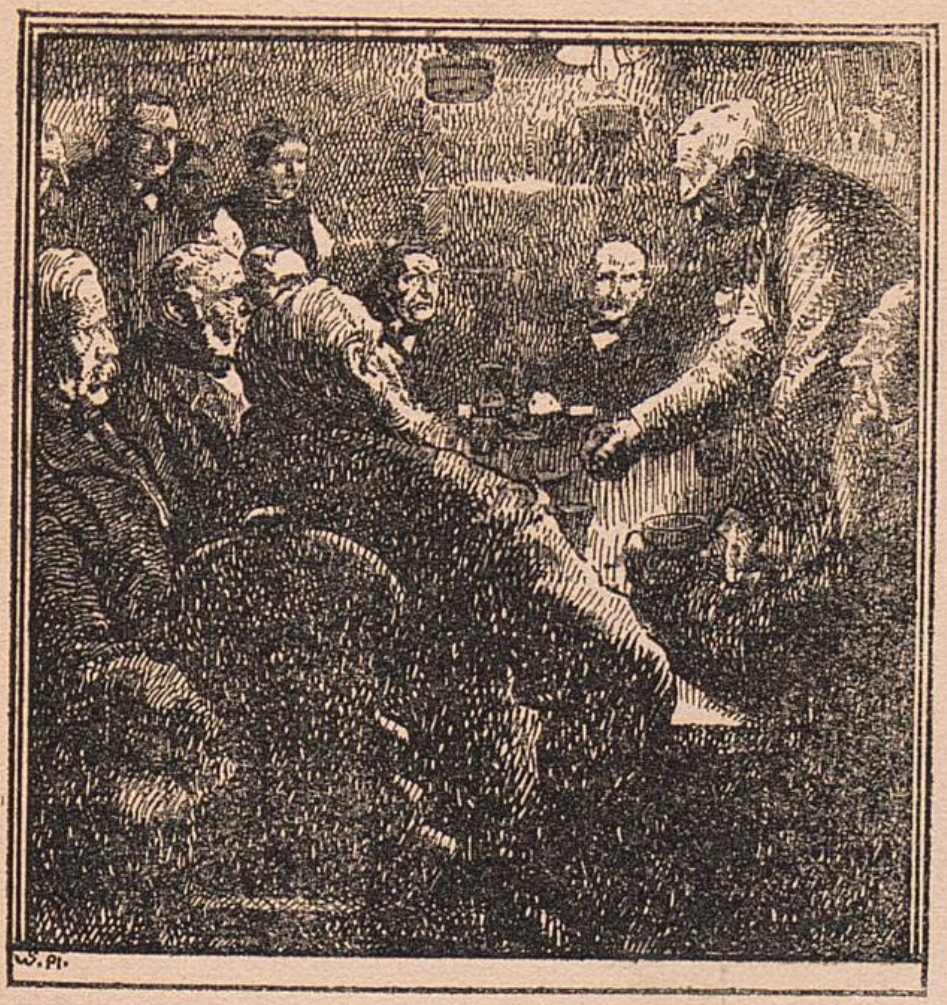
Fendrich, Anton

Stuttgart, 1917

XI. Das Ziel

urn:nbn:de:hbz:466:1-47314

Visual Library



XI.

Das Ziel.

Ich weiß es noch gut. Es sind jetzt gerade zwei Monate her. Im Park des Hauptquartiers Ost schliefen die uralten Bäume den Winterschlaf durch die zweite Weihenacht, und nur eine Wache ging mit dem Gewehr im Arm ihren gleichmäßigen Postenschritt unter einer

breiten Allee hin und her. Da fragte mich der Stabsoffizier, dessen Hut ich anvertraut war:

„Wie ist es Ihnen nun nach diesem Abend?“

Ohne langes Besinnen antwortete ich kurzerhand:

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Major. Wir haben in den alten Bauernhäusern im Schwarzwald die großen Kachelöfen. Das sind wahre Wärmefestungen. Sie nehmen fast die halbe Stube ein. Wenn man sich auf die Ofenbank setzt, dann schleicht heimlich eine starke Glut in einen hinein, ohne daß man's merkt. Tief innen hinter den dickgemauerten Wänden brennen im Verborgenen die großen Buchenscheite. Die mächtigen Kacheln geben die Wärme nur ganz langsam her. Dafür hält sie aber vor. Und ganz genau so ist es mir jetzt.“

Da meinte der Mann mit den geflochtenen Achselstücken auf seiner Uniform:

„Ja, sehen Sie, so ist es uns allen auch. Nur merkt man manchmal gar nichts mehr von den warmen Kacheln. Dann ist alles am Feldmarschall nur eisige Unerbittlichkeit. Dann muß irgend etwas ‚durch‘. Dann geht's wie ein Strom von Willen und Müssen von den Generalstabsoffizieren bis hinaus zum kleinsten Muskoten in den Gräben. Aber kein Mensch empfindet an solchen Tagen etwas von Härte. Denn dann ist der Feldmarschall mit sich selber am härtesten. Dann preßt ein jeder aus sich

heraus, was in ihm steckt. Das ist seine Macht über die Menschen."

Von der Wärme und der heimlichen Glut habe ich an dem Abend im Hauptquartier dem Feldmarschall ein Stück entwendet. Man kann das, wenn man sich darauf versteht. Und auf dem Weg nach dem Süden, der von manchen Abstechern dahin und dorthin durchkreuzt war, hab ich von dem Raub hergegeben, was ich konnte. In einer Kirche in Mitteldeutschland habe ich vor Feinmechanikern und Munitionsarbeitern, die aus der Front zurückgezogen waren, versucht, ihnen das einfache Rätsel des Menschen Hindenburg zu lösen. In seiner spröden Sprache würde Johannes Müller, der Verdeutscher und Vergegenwärtiger der alten Botschaft von der Menschheitserlösung, sagen, der Feldmarschall sei das Vorbild des „sachlichen Menschen". Aber das ist zu kühl und zu begriffsmäßig. Vor gelehrten Leuten und warmherzigen Alltagsmenschen in adeligen Kreisen, die etwas davon ahnen, daß auch das kleine Wörtchen „von" vor ihrem Namen ihnen die schwere Menschheitsbürde nicht abnimmt, und vor sinnierenden Handwerkern habe ich auf der oft unterbrochenen Heimfahrt immer wieder versucht, den Menschen ein Bild von Hindenburg zu geben. Denn der hölzerne, mit einigen Hunderttausend Nägeln beschlagene Hindenburg auf dem Königsplatz in Berlin bringt das nicht fertig.

Da hat mir nun in der badischen Hauptstadt, in der der Feldmarschall sich seine Frau hat antrauen lassen, ein alter Freund aus der Not geholfen. Er zeigte mir das Familienwappen des deutschen Heerführers. Meine Ehrfurcht vor solchen Schilden und Gebilden ist sonst nicht übermäßig groß. Es stimmt nicht immer. Aber bei Hindenburg ist das Wappen wie eine Offenbarung seines ganzen Wesens. Da blickt ein starker Stier aus dem einen Feld, und im andern zieht friedlich eine Hirschkuh vor einem grünen Baum vorbei. Den Stier haben schon die heidnischen Götter als Zeichen der Kraft geliebt; die Hindin aber ist das frömmste der Waldtiere, das in der deutschen Sage immer da erscheint, wo Güte und Reinheit die Herrschaft haben. Aus Hindenburgs mächtigem Kopf mit der kurzen, gewölbten Stirn und dem granitenen Kinn spricht die ganze Kraft zum Niederringen des Gegners; aber seine hellen Augen und sein guter Mund künden auch seinen Willen zum Frieden. So ist er mir erschienen: Unerschütterlich als Freund, lebensgefährlich als Feind!

Daheim im Schwarzwald wurde alsbald ruchbar, daß ich „beim Hindenburg" war. Die Bauern kamen von den Höfen unter irgendeinem Vorwand geschlichen; der Metzger brachte das Fleisch selber, anstatt seine Magd; der Fuhrmann fragte, ob ich nicht einen Klafter

Holz brauchte; aber alle wollten eigentlich nur „vom Hindenburg" erzählt haben. Aus dem Städtlein telephonierte der Amtsvorstand, und so saß ich eines Abends in einer großen, niederen Wirtsstube, darin man den Gekreuzigten im Herrgottswinkel vor Rauch nicht mehr sah. Draußen auf der Straße klingelte es von ankommenden Schlitten; an den Türpfosten schlugen sich schwerbeschuhte Füße den Schnee von den Sohlen; die Stadtmusik hatte sich zum erstenmal seit Kriegsbeginn wieder auf ihr Dasein besonnen; die Hörner und Trompeten blinkten, auch wenn jetzt mancher Graubart hineinblies, anstatt ein paar junge, rote Lippen mit einem schwarzen Flaum darüber. Und eine Stunde lang erzählte ich den Bauern und Bürgern, Beamten und Handwerkern und den Honoratioren am Ehrentisch von ihm, Deutschlands Schutzpatron und Feldmarschall. Die beiden Herren Pfarrer, die auch zuhörten, sind sicher eifersüchtig gewesen auf die lautlose Stille.

Als der Tusch geblasen war und das Hindenburghoch die niedere, verrauchte Decke fast gesprengt hatte, saß man zusammen und trank seine Schoppen. Es war alles ein Herz und eine Seele, und dem Feldmarschall weit droben an der russischen Grenze muß in dieser Stunde das rechte Ohr geklingelt haben wie von einem Festgeläute.

Da nahte während einer Gesprächspause mit

einer verborgenen Allwissenheit in der Stimme und säuerlichen Falten im Gesicht ein Herr und ließ mit pedantischer Strenge die Frage verlauben:

„Ja, meine Herren, das ist alles schön und gut, aber die Kriegsziele? Darüber müssen wir zuerst klar sein!"

Tiefes Schweigen zog durch die Stube wie die drohende Stille vor einem Sturm. Man schaute sich gegenseitig über den Tisch hinüber und herüber an und besah sich dann den Sprecher. Eine Weile war es so mäuschenstill, daß man den schweren, messingnen Pendel der großen Schwarzwälderuhr laut ticken hörte. Da griff ein stämmiger Handwerksmeister, dem man an den tiefen Falten über der Hakennase und den klugen Augen ansah, daß er nicht nur mit den Händen am Schraubstock schaffte, in die hintere Rocktasche, holte dann eine Prise aus seiner Dose und versorgte seine Nase. Und dann hörte man, wie wenn ein Hammer auf den Amboß saust, die Worte:

„So, das Kriegsziel wäre das erste?! Das ist eine neue Mode. Das heißt man, den Gaul beim Schwanz aufzäumen. Verhauen müssen wir sie! Verhauen, daß die Schwarten krachen! Haben wir nicht vor Weihnachten ehrlich Frieden machen wollen? Aber dem Schorsch und dem Briand und denen in Petersburg wachsen die Ohren anderswo als am Kopf. Drum sage

ich: Jetzt nichts als drauf, bis sie genug haben und merken, jetzt sei es Zeit für sie, Frieden zu machen.

Jetzt heißt's zielen! So wie der Hindenburg zielt und die U-Boote. Auf die Engländer, Franzosen und Russen! Das sind jetzt die richtigen Scheiben zum Schießen. Wer aber meint, er könne jetzt seinem großen Maul den Lauf lassen, ganz links oder ganz rechts, oder jetzt mitten im Krieg schnell seine Fideikommißschäfchen ins Trockene bringen, oder beim Frühstück mit Kaviar und Schampus unseren Reichskanzler aus dem Amt jagen, der zielt uns allen auf die Brust und zielt falsch. Das sag' ich! Jetzt kommt's so schwer für uns alle, daß wir keine Schleicher und Krakeeler brauchen können. Schaffen, das ist jetzt das Kriegsziel."

Der Mann war ins Feuer gekommen, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah sich fragend um. Alles am langen Tisch nickte stumm. Dann sauste die Faust des Meisters auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, und um einen Ton dunkler und verhaltener in der Stimme schloß er:

„Aber ich will euch noch etwas sagen. Wir wollen dem Herrgott danken, daß wir ihn haben, den Hindenburg. Aber daß ihr's nur wißt, er ist auch eine Gefahr fürs Vaterland. Das liegt nicht an ihm, sondern an uns. Seitdem die

Welt steht, sind alle großen Männer eine Versuchung für ihr Volk gewesen. Man läßt sie hochleben, bläst einen Tusch, trinkt auf ihre Gesundheit und streckt sich auf ihrem Ruhm aus wie auf einem weichen Kanapee bis zu ihrem nächsten Sieg. So sind wir, wir Deutschen! Immer schauen wir aus nach dem großen Mann, der uns alles abnimmt. Aber jetzt bläst ein anderer Wind. Jetzt muß jeder von uns, im Stall oder in der Schmiede, in der Amtsstube oder im Schulzimmer, beim Pflügen oder Redenhalten auf der Kanzel, so tun, als ob es gerade von ihm allein abhinge, ob wir's gewinnen oder nicht. Denn das ist so! Beim Handwerken und Kopfwerken, beim Studieren und Kanonieren, überall müssen wir hinter dem Hindenburg stehen. Jetzt heißt's geschafft und zugegriffen, anstatt mit einer pfiffigen Nase herumzulaufen und vom Kriegsziel zu schwätzen!"

Es gibt eine Wucht der Rede, die jedes andere Wort überflüssig macht. Der Sprecher hatte, ohne es zu ahnen, etwas von Hindenburgs Wärme und Wucht, und von seiner Kraft und Klarheit an alle ausgeteilt. Und wie ein Echo, das aus den innersten Tiefen eines geraden Mannes aus unserem seltsamen, geliebten deutschen Volk emporstieg, hörte ich im Halbschlaf jener Nacht immer wieder Hindenburgs verheißungsvolle Stimme:

„Wir schaffen's, Kinder!"